

IN DIESER AUSGABE

Louise von Vincke war eine reiselustige Stiftsjungfer

SEITE 2

Baldiger Baubeginn: Archäologisches Fenster in Herford

SEITE 2

Mittelalterforschung in der Engeraner Stiftskirche

SEITE 3

Der Flussregenpfeifer hat den Spitznamen „Fluppi“

SEITE 4

Ein Pastor schwärmt vom Torf im Hücker Moor

SEITE 4

Der Pilz Seifertia befällt Rhododendron-Knospen

SEITE 4



Die Rothalstaucher haben jede Menge Vogelbeobachter nach Enger gelockt.

Foto: Angelika Meister

Eine vogelkundliche Sensation mit viel Geschrei

Eine neue, ganz besondere Brutvogelart wurde im Enger Bruch gesichtet: der Rothalstaucher. Zwei Paare stritten um das Revier. Eins hat Nachwuchs groß gezogen.

Klaus Nottmeyer

Jede Leserin, jeder Leser des HF-Magazins weiß es längst: Das kleine, aber feine Naturschutzgebiet Enger Bruch ist für Überraschungen gut. Immer wieder gibt es dort eine verschollene oder im Kreisgebiet noch unbekannt Vogelart zu bewundern – und zwar brütend.

Schwer vorstellbar, gibt es dieses Jahr eine sensationelle Art „on top“. Am 29. März konnte man in den sozialen Medien lesen: „Zwei Rothalstaucher im Enger Bruch! Ende Kranichwiese, sammeln Nistmaterial“.

Diese Nachricht kam von Ute Rasche, einer sehr aktiven Beobachterin, die eine Erstbeobachtung des Engeraner Lehrers Stefan Engelhardt-Forster weitergab. Dies löste zunächst Zweifel, dann stürmische Be-

geisterung aus. Rothalstaucher sind etwas kleinere Verwandte des bekannten Haubentauchers – aber bei uns nur sehr sporadisch als Zugvögel zu sehen. Beobachtungen aus dem Kreisgebiet waren zum Teil Jahrzehnte alt.

Die beiden gesichteten Exemplare suchten Nistmaterial zusammen und wurden bei anderen Aktivitäten beobachtet, die unmissverständlich auf ernste Absichten hinwiesen.

Man muss wissen: Für NRW gibt es seit 83 Jahren keine belegte erfolgreiche Brut dieser Art. Brutversuche vor 20 Jahren am Möhnesee (Kreis Soest) blieben ohne Erfolg. Rothalstaucher haben ihr reguläres Brutgebiet im deutschen Nordosten, vor allem an der Ostseeküste – sicher nicht in NRW.

Sprunghaft erhöhte sich die Beobachterzahl vor den Toren der Stadt Enger und schon

einen Tag später kam die weitere, unglaubliche Meldung, dass es sogar vier Vögel sind. In den Tagen darauf spielten sich im Bruch spektakuläre Szenen ab: Dutzende begeisterte Vogelbeobachter trafen sich zum Stelldichein – und die Taucher boten ein Schauspiel, wie es die meisten Beobachtenden noch nie erlebt haben.

Zuhörern lief es kalt den Rücken herunter

Im kleinräumigen Enger Bruch waren unüberhörbar zwei Paare dieser hübschen Wasservögel dabei, sich das Gebiet aufzuteilen – und das bedeutete Streit. Eines können Rothalstaucher wirklich: streiten wie die Kesselflicker. Weit hin hörbar schallten grässliche Schreie durch die Land-

schaft – in den Büchern verglichen mit Schweinequitschen kurz vor dem Schlachten. Kaum einer wird das aus eigener Anschauung kennen, aber genauso wie die Vögel kreischen, muss man sich das vorstellen. Markerschütternd. Manchem Zuhörer lief es kalt den Rücken herunter.

Dazu schossen die Vögel im Wasser hin und her; es kam zu wunderbar anzusehendem Balzverhalten ebenso wie zu heftigsten Prügeleien.

Das ging etwa zwei Wochen so, dann hatten sich die Paare geeinigt und es kehrte Ruhe ein. Es wurden zwei Nester gebaut und besetzt. Ein Nest und ein Paar verschwanden leider bis Ende April, das Interesse der Beobachtenden flaute ab.

Dabei wurde die entscheidende Frage nach dem Nachwuchs immer drängender. Nur

von einer Stelle aus konnte man mit Mühe und Spektiv (Fernrohr mit bis zu 60-facher Vergrößerung) das verbleibende Nest einsehen. Es wurde emsig bebrütet.

Rothalstaucher stellen sehr spezielle Anforderungen an ihren Brutplatz. Wie alle Taucher können sie sich an Land kaum bewegen, ihre Nester müssen immer schwimmend erreichbar sein. Das Wasser muss unter 100 cm tief sein, aber nicht niedriger als 15-20 cm. Und traumhaft sicher haben sich die beiden Vögel eine solche Stelle im Bruch ausgesucht.

Am 12. Mai gelang dem „Gebietsfürsten“ Holger Stoppkotter der ultimative Nachweis von Jungen. Leider schwer einzusehen und nicht vernünftig zu fotografieren. Noch am Vortag (18. Mai) haben Eckhard Möller und Klaus Nott-

meyer die Altvögel in der Nähe des Neststandortes gesehen und konnten nur erahnen, dass Jungvögel dabei waren. Am Sonntag darauf kam endlich die erlösende Nachricht, dass die Taucher auf die immer noch in Teilen sehr nasse Kranichwiese gewechselt sind. Ein Tier trug die Jungen Huckepack, wie bei Tauchern üblich. Dazu gibt es einen wackligen, aber schönen kleinen Film (vom Bielefelder Vogelbeobachter Holger Bekel-Kastrup). Es ist erkennbar, dass es drei Küken, mindestens 10 Tage alt, sind.

Damit ist es ab dem 21. Mai letztendlich klar und bestens dokumentiert: Seit dem zweiten Weltkrieg hat es erstmalig wieder eine Brut dieser Art nicht nur im Enger Bruch, im Kreis Herford, in OWL – nein für ganz NRW gegeben. Wenn das keine Sensation ist.

Ausstellung: „Erzähl mir was vom Pferd“

Im Werburg-Museum in Spenge ist vom 26. Juni bis zum 28. August eine Ausstellung des Landschaftsverbandes zu sehen.

Die Fotografin Tuula Kainulainen ist durch Westfalen gereist und hat die Menschen mit ihren Pferden fotografiert. Sie zeigt mit den Fotos, wie eng die Beziehung zwischen Menschen und den Pferden ist. Dabei hat sie auch besondere Momente eingefangen, denn Pferde können wichtige Begleiter sein, wie zum Beispiel Therapie- oder Polizeipferde.

Ergänzt wird die Fotoausstellung durch Exponate und Spielsachen rund um das Thema Pferde. Damit auch nicht sehende Menschen die Bilder erfahren können, gibt es ein passendes Hörbuch.

Kulturpreis und Heimatpreis

Der Kreis Herford schreibt erneut zwei Preise aus: den Kulturpreis und den Heimatpreis.

Für beide Preise können die Bürgerinnen und Bürger Vorschläge machen. Die Bewerbungsfrist endet am Freitag, 1. September 2023. Jeder Preis ist mit 10.000 Euro dotiert.

Die Vergabe der Preise findet in einer Feierstunde im Kreishaushaus statt.

Alle Informationen für beide Preise sind auf der Homepage des Kreises abrufbar. Dort sind auch die Richtlinien sowie die Formulare für die Vorschläge zu finden.

Fragen beantworten Barbara Hoffmann, Tel. (0 52 21) 13 14 62, und Christoph Mörsstedt, Tel. (0 52 21) 13 14 61, kultur@kreis-herford.de

Anna Grotegut

Bei Bauarbeiten an der Neuenkirchener Straße in Spenge-Wallenbrück wurden im November 2020 alte Hölzer zu Tage gefördert. Dem Regionalhistoriker und Bodendenkmalpfleger Gerd Heining kamen diese seltsam vor und er veranlasste weitere Forschungen (HF-Magazin Nr. 116).

Es stellte sich heraus, dass ein alter Bohlenweg, 120 Meter lang, etwa 3 Meter breit, in 1,30 Metern Tiefe schlummerte. Dieser führte an der Marienkirche vorbei durch die Senke, die Teil der feuchten Warmenau Niederung ist. Die entscheidende Frage nach der Entdeckung war, wie alt der Weg ist.

Der Leiter der LWL-Archäologie Dr. Sven Spiong schätzte damals, dass der Weg aus dem Mittelalter oder der Frühen Neuzeit stammen könnte. Nun steht das Alter fest. Das Labor

für Dendroarchäologie Köln, das sich mit der Bestimmung von Holzarten und der Altersbestimmung beschäftigt, hat zehn Proben der gefundenen Überreste von Balken und Schalbrettern untersucht und festgestellt, dass die verwendeten Hölzer im 17. Jahrhundert gefällt worden waren. Verbaut wurde damals Eiche, Buche und Fichte. Vier Proben

der Eichen konnten mithilfe der Jahresringe datiert werden. Sie stammen aus den Jahren 1671, 1683, 1684 und 1690 und somit aus der Frühen Neuzeit.

Dass man mit altem Holz noch etwas machen kann, beweist der Holzbildhauer Sergej Poweliza aus Spenge. Er hat ein Stück Holz vom Bohlenweg zu einer Skulptur ver-

arbeitet. Mit seiner Arbeit „Hoffnung/Arche“ hat er am letzten Skulpturenpfad Werther teilgenommen und die Jury sprach ihm den Sonderpreis zu. Das Kunstwerk kann an der „Kartoffelmanufaktur“ in Werther angeschaut werden. Das Rätsel um das Alter des Bohlenwegs ist nun geklärt, ein neuer Fund gibt jedoch weitere Rätsel auf. Auf

einem Gelände beim Kirchenparkplatz wurde bei Aufräumarbeiten in der Nähe des Teiches ein an einem Ende angespitzter 2,60 Meter langer und 60 cm dicker Holzstamm gefunden. Heining bat den in Spenge wohnenden pensionierten Archäologen Werner Best um dessen Einschätzung. Sie kamen beide zu der Vermutung, es könnte sich um die

Pfahlgründung einer alten Holzbrücke handeln, die über die Warmenau geführt hat. Der angespitzte Teil könnte senkrecht in der Erde gesteckt haben. Einen weiteren Hinweis auf eine Brücke liefert auch der Ortsname: Wallenbrück kommt vom Wort „Waldbrücke“. In einer Urkunde von 1096 findet sich der Name „Waldenbrug“. Heining erklärt, dass der gefundene Bohlenweg auf die jetzige Brücke zulaufe.

Die erste dendrochronologische Untersuchung lieferte leider kein Ergebnis über das Alter des Stammes. Aber Heining sagt, es werde weitere Untersuchungen geben und er habe Kontakt zu einem Experten für historische Brücken aufgenommen. Vielleicht kann er bestätigen, dass es sich bei dem angespitzten Holzstamm um ein Brückenfundament handelt. Bis dahin bleibt der Verwendungszweck des Stammes noch offen.



Der Holzbildhauer Sergej Poweliza aus Spenge hat ein Stück Holz vom Bohlenweg zu einer Skulptur verarbeitet.

Foto: Poweliza



Das Holz ist übrig geblieben von einem historischen Bohlenweg an der Marienkirche.

Foto: Maria Hahne (LWL)

Die Stiftsjungfer war reiselustig

Von beglückenden Momenten und schweren Schicksalsschlägen zeugen die Tagebücher der Stift Quernheimer Äbtissin Louise von Vincke (1766–1834).

Sebastian Schröder

Louise von Vincke (1766–1834) wurde 1795 zur Äbtissin des Stifts Quernheim gewählt. Damit übernahm sie die Leitung dieser geistlichen Institution für unverheiratete Töchter adliger Herkunft.

In ihrer Kindheit hatte sie eine standesgemäße Ausbildung erhalten, zu der Reisen, der Besuch von Bällen und Theateraufführungen gehörten. Bereits in früher Jugend sicherten die Eltern für ihre Tochter einen Platz im Stift Quernheim – denn wer wusste schon, ob es mit dem erhofften reichen Ehemann klappte? Dann war es gut, abgesichert zu sein. Die Heranwachsende zog 1776 allerdings nicht sofort in das Stift ein – immerhin war sie erst zehn Jahre alt, als ihr der begehrte Platz in der Einrichtung zugesprochen wurde. Vielmehr dauerte es noch einige Zeit, ehe sie tatsächlich vor Ort weilte.

Auf Reisen erfasste die junge Frau eine „Zauberkraft“

Doch selbst ab diesem Zeitpunkt hielt sie sich nicht dauerhaft in Stift Quernheim auf. Denn wer glaubt, Louise von Vincke hätte als Stiftsjungfer Quernheim nie mehr verlassen, der irrt gewaltig. Genau das Gegenteil ist der Fall: Sie war äußerst reiselustig – typisch für Damen und Herren ihres Standes. Wenn sie auf Reisen gehe, erfasse sie eine gewisse „Zauberkraft“, wie die junge Frau selbst betonte.

Bei ihren zahlreichen Reisen führte Louise von Vincke Tagebuch. Während des Kreisgeschichtsfestes am 29. und 30. April in Stift Quernheim weilte die adlige Dame quasi persönlich unter den Besucherinnen und Besuchern. Stephanie Bornemann schlüpfte in die Rolle der Stiftsjungfer, ließ der Adligen ihre Stimme und las aus den Tagebüchern.

Der Historiker Sebastian Schröder begleitete die Äbtissin und erläuterte die historischen Umstände, in denen Louise von Vincke lebte. Von schweren Krisen, beglückenden Momenten und wahren



Stephanie Bornemann verwandelte sich für die Lesung aus den Tagebüchern der Stift Quernheimer Äbtissin in Louise von Vincke. Foto: Michael Trappmann

Gefühlen berichtete die Adlige in ihren Aufzeichnungen, wie ein paar Auszüge im Folgenden beweisen.

1804 reiste Louise von Vincke gemeinsam mit ihren Eltern und zwei Geschwistern nach Aurich in Ostfriesland, wo ihr Bruder Ludwig seinerzeit bei der preußischen Landesverwaltung beschäftigt gewesen war. Jener Bruder erlangte später in Westfalen als Oberpräsident Berühmtheit.

Unter anderem unternahm die Familie einen Abstecher in die benachbarten Niederlande. Ihre Eindrücke hielt Louise von Vincke in ihrem Tagebuch fest. Dabei bemerkte sie viele Unterschiede gegenüber dem heimatischen Westfalen: „Wir besuchten einen königlichen Zeitpächter und sahen seine trefflich eingerichteten

Viehställe und die ganze innere häusliche Einrichtung. Bemerkenswert war mir die neue Dreschmaschine, die in einem Lande, wo das Stroh nicht hoch angeschlagen wird, vielen Wert hat. Die so zweckmäßigen Dachziegel und Glasscheiben fanden meinen ganzen Beifall. In dem Milch Keller fielen mir die hölzernen Milchbehälter, inwendig blau, auswendig braun angestrichen, sehr auf. Ferner wurde durch eine Leitung das Regenwasser gesammelt, hinuntergeleitet und vermittelst eines Hahns zum häuslichen Bedarf benutzt.“

Zur Landschaft schrieb die adlige Dame: „Vergebens würde ich mich bemühen, den Reiz zu beschreiben, ein freundliches Landhaus grenzte an das andere. Schöne Blumen leiteten über große Brücken auf

große Baum- und Küchengärten, in welchen die allerüppigste Vegetation sichtbar war. Dieser gesegnete Kleiboden bedarf nämlich nie eines Düngers zu seiner Verbesserung. Hier und dort fanden wir abgeordnete hübsche Nebengebäude, wo die Jugend der Familie von einem Hauslehrer unterrichtet wird. Von allen Seiten strömten uns gut gekleidete Landleute, teils zu Fuß, teils zu Wagen entgegen.“

Vordergründig scheint der Reisebericht aus Ostfriesland und den Niederlanden ein sorgloses Leben zu bescheinigen. Aber die Idylle trog. Nur wenige Jahre später besiegten die französischen Truppen Napoleons das preußische Heer und besetzten große Teile Westfalens. Napoleon klemmte die bisherigen Struktu-

ren gehörig um. In Quernheim schrillten die Alarmglocken, weil der französische Herrscher beabsichtigte, Stifte und Klöster aufzulösen.

Dazu notierte Louise von Vincke: „Letzte Empfindungen am Abend des scheidenden Jahres 1811. Nun noch ein paar flüchtige Stunden und ein ganzes Jahr, ein wichtiger großer Abschnitt im Leben des Menschen liegt hinter uns – Gott, mein Gott und Vater, wie mächtig ergreift mich eben heute dieses Gefühl, da ich an der Schwelle eines Jahres stehe, was an traurigen Erfahrungen so furchtbar war, mir die herbsten Aufopferungen und Selbstverleugnungen aller Art kostete.“ Die bevorstehende Auflösung des Stifts erfüllte sie mit tiefer Trauer, sie sprach davon, nunmehr „von dem Glück des Lebens geschieden“ zu sein.

Bei der Auflösung des Stifts „Vom Glück des Lebens geschieden“

1813 schlug eine Allianz, der unter anderem Preußen angehörte, die französischen Truppen. Der preußische König ergriff wiederum die Landesherrschaft – Louise von Vincke war erleichtert: „Froh lege ich das Bekenntnis ab, eben in diesem Jahr hast du, himmlischer Vater, auf wunderbare Art und Weise die Wünsche von Millionen deiner Kinder erhört. Mit ihnen teile ich das unschätzbare Glück, dass wir wieder unseren Landesvater gewonnen, einer schönen Zukunft entgegenzusehen. Stehe mir ferner bei in dem bänglichen Kampf des Lebens.“

Aber diese politische Wendung bedeutete nicht, dass die adlige Dame ihr früheres Leben wieder aufnehmen konnte. Die Auflösung des Stifts Quernheim wurde nicht rückgängig gemacht.

Und so verbrachte Louise von Vincke ihren Lebensabend in Bückeburg, wo sie 1834 entschlief. Damit endete ein Leben, das geradezu idealtypisch von einer Epoche des Umbruchs und des Wandels zeugt. Als Louise von Vincke starb, war nichts mehr so, wie es knapp sechzig Jahre zuvor bei ihrer Geburt noch gewesen war.

Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht

Dr. Schröders Plattdeutsche Sprechstunde

Was de Biuer nich kintt – viele Leute im plattdeutschen Sprachraum kennen noch diesen Satz, wissen, was er bedeutet und wie er weiter geht: „...dat frett hei nich.“

Am Plattdeutsch-Pavillon auf dem Kreisgeschichtsfest fanden solche Sprüche reges Interesse, zeugen sie doch von der Bildhaftigkeit und Bodenständigkeit des Plattdeutschen.

Deshalb für die HF-Leserschaft noch einmal ein paar Kostproben (Mundart Kirchlengern) mit Erklärungen dazu.

Wenn in der Erntezeit die kraftraubende Drescharbeit gemacht wurde, dann konnte man futtern wie ein Scheunendrescher. Auf Platt: „De kann iaden os'n Däskerkerl.“ Die bildliche Sprache kommt auch zum Ausdruck in: „Et es ollens in'e Fissen.“ Fissen waren die Fäden, mit denen das fertig gesponnene Garn umwickelt wurde. War man fertig, war eben alles in den Fissen.

Eine besondere Bedeutung hatte die Redensart: „Niu lott dui doch nich noidigen!“ (wörtlich: nun lass dich doch nicht nötigen.) Gemeint war das bittende, mehrmalige Drängen, wenn man jemanden z.B. auf einen Kaffee oder ein Schnäpschen einladen wollte, denn der bescheidene Westfale sagt ja immer erst mal nein. War eine Sache offensichtlich, konnte man sie durch den Holzschuh hindurch spü-



Der Plattdeutsche Doktor Achim Schröder. Foto: Kiel-Steinkamp

ren: „Dat kanns diu met'n Holsken foihlen!“

Andere Weisheiten des Alltags wurden z.B. so ausgedrückt: „Kinnerhänne send lichte teo füllen.“ Kindern kann man tatsächlich mit kleinen Sachen eine Freude machen. Wollte man ausdrücken, dass man Lebenserfahrung hatte und nicht leicht zu hintergehen war, hieß es: „n äolet Heohn lött sick nich met Kaff locken.“ (Kaff = Spreu). Und sogar eine kleine Portion schwarzer Humor kam nicht zu kurz: „Man geot, dat de Holsken nich bossen send, sia de Frübben, doa was tühör Kerl van'e Leddern fallen.“ Eben Glück im Unglück, dass wenigstens die Holzschuhe heile geblieben waren.

Eine schöne Sommerzeit wünscht der Platt-Doktor.



Grünkohl wird gern im Winter gegessen. Foto: Monika Guist



Rätselhaftes Gemüse – was mag es sein? Foto: Sarah Brüngrer

Preisrätsel: Altes Obst und Gemüse im Detail

Monika Guist

Bei unserem Gemüse & Obst-Rätsel in der Dezember-Ausgabe von „HF“ handelte es sich um Grünkohl.

Der Grünkohl ist ein typisches Wintergemüse und außerdem ein echter Klassiker aus Omas Zeiten. Das Besondere am Grünkohl: Er steckt voller Vitamine und hat einen außerordentlich geselligen Charakter.

Besonders in Norddeutschland bricht mit der kalten Jahreshälfte auch die Zeit der Grünkohlzeiten und Kohltouren an, in der sich Vereine, Firmen, Nachbarn und Freundeskreise treffen, oft eine Naturwanderung machen und dann gemeinsam den deftigen

Grünkohl mit Bratkartoffeln und Kasseler genießen. Verraten Sie uns Ihr Familien-Grünkohlrezept. Wir freuen uns als Sammler alter regionaler Rezepte.

Die Kochforscher des Kreisheimatvereins möchten nun alle Kochliebhaber erneut herausfordern. Im Bild ist ein Fotodetail einer regionalen und saisonalen Gemüse- oder Obstsorte zu sehen.

Wie heißt das Gemüse oder Obst? Schreiben Sie uns an kreisheimatverein@kreis-herford.de. Unter den richtigen Antworten und Rezeptzusendungen verlosen wir fünf Mal eines unserer inzwischen regional berühmten Rezepthefte aus dem Wittekindsland.

Viel Glück!

Baldiger Baubeginn für das Archäologische Fenster

Die Geschichte der „starken Frauen von Herford“ wird an den Ausgrabungen des Reichsstifts erlebbar gemacht.

Hartmut Braun

Die jüngsten Forschungsergebnisse zu den Gräbern in der Engeraner Stiftskirche lenken den Blick der Mittelalterforschung wieder auf den Kreis Herford. Da passt es gut, dass in diesem Sommer nach langer Vorbereitung die Bauarbeiten für die Errichtung eines archäologischen Fensters in Herfords historischer Mitte beginnen können.

Rund um die Herforder Münsterkirche hatte von 1988 bis 1990 ein Archäologenteam in einer der gründlichsten archäologischen Prospektionen der letzten Jahrzehnte die bauliche Entwicklung eines der faszinierendsten mittelalterlichen Institutionen Westfalens rekonstruiert.

Das Forscherteam um den heutigen Professor Matthias Wemhoff konnte nachweisen, dass in Herford schon vor dem Jahr 800 nach Christus (also wenige Jahre nach der Unterwerfung des Sachsen-Rebellen

Widukind) ein geistliches Zentrum entstand, das in den folgenden Jahrzehnten zu einem mächtigen Gebäudekomplex ausgebaut wurde.

Es waren Frauen, die hier das Sagen hatten. Die Äbtissinnen des Herforder Frauenstifts fanden mächtige Fürsprecher und Unterstützer am karolingischen Hof und erreichten, dass ihre Gründung zum Reichsstift erhoben wurde. Zugleich erkämpften sie sich großen Einfluss auch innerhalb der kirchlichen Welt.

Von Herford aus wurde große Geschichte geschrieben – spätestens als die Äbtissin Mathilde, eine Nachfahrin Widukinds, ihre Enkelin gleichen Namens mit dem liudolfingischen Adligen Heinrich verband. Damit schuf sie die Grundlage für die Bildung des ottonischen Kaiserreiches.

Ohne den Herforder Unternehmer und Mäzen Dieter Ernstmeier würde es das Archäologische Fenster nicht geben. Er half noch zu seinen Lebzeiten bei der Gründung

eines Fördervereins, stellte aus seinem Vermächtnis erste Mittel zur Verfügung und errichtete eine Stiftung, deren Erträge Bau und Betrieb eines Erinnerungsortes ermöglichen sollten.

Der Bund unterstrich des-

sen überregionale Bedeutung durch eine Millionen-Förderleitung. Die Kirchengemeinde Herford-Mitte stellte ihr Grundstück zur Verfügung. Zahlreiche private Spenderinnen und Spender stiegen mit ein. Das Land NRW unter-

stützt die Innenausstattung. Doch am Ende war es der Herforder Stadtrat, der vor einigen Wochen die durch Auflagen und Zeitverzug entstandenen Mehrkosten übernahm und damit das Vorhaben absicherte.

Im Archäologischen Fenster werden zunächst die im Untergrund verborgenen und vor 35 Jahren wissenschaftlich erforschten Überreste des karolingisch-ottonischen Gebäudekomplexes in Teilen freigelegt, gesichert und sicht- wie erlebbar gemacht.

Eine sorgfältig inszenierte Wegeführung mit Auf- und Abgängen, Galerien und Durchblicken, Vitrinen und Medienstationen ermöglicht einen anschaulichen Zugang zur Geschichte des Ortes und damit zu den Anfängen Herfords, zur mittelalterlichen Geschichte Westfalens und zu einem Hotspot der europäischen Frauengeschichte.

Mit dem Abschluss der Bauarbeiten wird frühestens Ende 2024/Anfang 2025 gerechnet.



Die Ausgrabungen des Stifts mit Matthias Wemhoff fanden von 1988 bis 1990 statt. Foto: NW-Archiv

Verlag: Zeitungsverlag Neue Westfälische GmbH & Co. KG, 33602 Bielefeld, Niederrstraße 21-27
Verantwortlich i.S.d.P.: Thomas Seim (Redaktion); Anzeigen: M.-J. Appelt; Redaktion: Christina Römer, Frank-Michael Kiel-Steinkamp (NW-Lokalredaktion Herford); H. Braun, S. Brüngrer, R. Butte, M. Guist, A. Grotegut, J. Kröger, C. Laue, E. Möller, K. Nottmeyer, C. Mörstedt, J. Vogt (Kreisheimatverein)
Herstellung: Oppermann, Rodenberg

HF Magazin
Impressum

NEUE WESTFÄLISCHE

HF-Magazin – Heimatkundliche Beiträge aus dem Kreis Herford in Zusammenarbeit mit dem Kreisheimatverein Herford e.V.



Die Grabplatte des Sarkophags Widukinds aus der Engerer Stiftskirche ist als Nachbildung auch im Widukindmuseum zu sehen. Im Gegenlicht kommen die Konturen gut zur Geltung.

Foto: Frank-Michael Kiel-Steinkamp

Geheimnisvoller Widukind: Wo liegt er begraben?

Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen haben sich in einem Kolloquium in Enger mit neuesten Forschungsergebnissen beschäftigt. Es ging um die Skelette, die in den 1970er Jahren bei archäologischen Grabungen in der Stiftskirche in Enger gefunden wurden.

Regine Krull

Drei prominente Gräber in Engers Stiftskirche beschäftigen die Wissenschaftler immer wieder. Gern glaubt man in Enger, dass eines der Skelette dem Sachsenherzog Widukind gehört. Jetzt trafen sich Forscher verschiedener Fachrichtungen in der Widukindstadt, um über brandaktuelle Ergebnisse zu sprechen. Der Grund: Eine frische Analyse der drei Toten nach der Radiokarbonmethode („C14“). Die Frage „Liegt Widukind in Enger begraben?“ beantworten die Ergebnisse nicht. Sie schließen es aber auch nicht aus.

Neues aus dem frühen Mittelalter

So etwas hatte es bisher nicht gegeben. Regine Krull, Leiterin des Widukind-Museums, erhoffte sich Neuigkeiten zum Alter der Stiftskirche und der Gebeine. Schließlich sollen Besucher des Museums und die interessierte Öffentlichkeit ein anschauliches Bild der aktuellen Forschung um Widukind und das frühe Mittelalter erhalten.

Die Experten kommen zusammen

„C“ ist das Zeichen für das chemische Element Kohlenstoff, den wichtigsten Baustein des Lebens. Das C14-Verfahren beruht auf der Beobachtung, dass in abgestorbenen Organismen der Anteil an gebundenen radioaktiven 14C-Atomen gemäß dem Zerfallsgesetz abnimmt. Durch die Ermittlung des 14C-Gehalts lässt sich der Sterbezeitraum recht genau bestimmen.

Am großen runden Tisch im Widukind-Museum trafen sich nun Vertreterinnen und Vertreter der Archäologie, der Anthropologie, der Physik, der Kunstgeschichte und der Geschichtswissenschaft. Aus ihrer jeweils eigenen Sicht und Methodik nahmen sie die Analysen unter die Lupe. In den mehrfach nachgeprobten C14-Analysen kam heraus, dass mindestens einer der drei Toten in der Stiftskirche, der „Fund 447“, im Jahr 774 oder schon früher gestorben sein muss. Das wäre also deutlich vor der bisherigen Datierung der Kirche und vor der Chris-



Dr. Susanne Hummel und Doktorandin Anna Lena Flux rekonstruieren im Institut für Historische Anthropologie der Universität Göttingen die Skelette aus der Stiftskirche in Enger.

Foto: Krull

tianisierung Sachsens durch Karl den Großen – eine echte Überraschung.

Die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen diskutierten nun, ob diese Ergebnisse der C14-Analysen mit den bisherigen Wissensständen zusammenpassen konnten und wenn ja, wie.

Die Archäologin Sara Snowadsky

Die Archäologin Sara Snowadsky wertet die Ergebnisse der archäologischen Grabung in der Stiftskirche Enger durch Uwe Lobbedey aus den 1970er Jahren neu aus. Sie datierte den ältesten Bau der Kirche, eine kleine einschiffige Saalkirche mit quadratischem Chor, ziemlich genau auf die Zeit um 800 bis ins frühe 9. Jahrhundert. Um 950 oder etwas später wurde eine Krypta in die älteste Bauperiode eingesetzt, die nur knapp über dem Niveau des ältesten Baus

verlief. Alles deutet darauf hin, dass die Gräber auf keinen Fall durch den Einbau der Krypta gestört werden sollten. Den Bauherren der Krypta müssen die Gräber und ihre Bedeutung bekannt gewesen sein.

Die Gräber sind nach Osten ausgerichtet und ohne Beigaben erfolgt, was auf eine christliche Bestattung hindeutet. „Da im ältesten Bau der Periode I aber kein Altar nachgewiesen wurde, wäre es denkbar, dass wir es bei dem ersten Bau nicht mit einer Kirche, sondern mit einem reinen Grabbau zu tun haben, der erst im Nachhinein zu einer Kirche ausgebaut worden ist“, nennt Snowadsky eine Deutungsoption. Die gesellschaftliche Elite in Westfalen bildet sich ab dem 7. Jahrhundert mit Burgen, Hofplätzen und festen Höfen heraus. Hier haben wir es mit einer solchen Elite-Familie zu tun, die eine besondere Grablege erhalten hat,

eine Kirche oder einen Grabbau. Rein archäologisch ist nicht nachzuweisen, wer zuerst da gewesen ist: die Gräber oder die Kirche.

Die Anthropologin Susanne Hummel

Dr. Susanne Hummel vom Johann-Friedrich-Blumenbach-Institut der Universität Göttingen geht davon aus, dass alle drei Gräber weitgehend ungestört geblieben waren. „Alle drei Individuen haben sehr ähnliche genetische Fingerabdrücke. Sie sind alle drei sehr nahe über die väterliche Linie miteinander verwandt.“ Darüber hinaus bestätigt die Blutgruppenbestimmung eine Vater-Sohn-Beziehung zwischen den Individuen 447 und 462. Alle drei sind so nahe miteinander verwandt, dass ihre Generationen nicht weit auseinander liegen können. Es handelt sich bei 462 und 463 mit 88-prozentiger Wahrscheinlichkeit um Halbbrüder. Sie hatten denselben Vater, aber unterschiedliche Mütter.

Der Physiker Ronny Friedrich

Dr. Ronny Friedrich vom CEZA in Mannheim führte aus, dass alle drei Individuen vor 775 gestorben sein müssten. Die C14-Zeitspanne reicht vom späten 7. Jahrhundert bis in die Karolingerzeit. Hintergrund: Der meiste Kohlenstoff wird in jungen Jahren aufgenommen. Danach tauscht der Knochen sich mit der Umwelt aus, aber nur noch in geringerem Umfang. Das C14-Alter datiert also nicht den genauen Todeszeitpunkt, sondern eine Spanne. Je älter ein Individuum wird, desto weiter liegt der Todeszeitpunkt vom C14-Alter entfernt. Bei Menschen, die im Alter von rund 60 Jahren gestorben sind, muss man etwa noch 30 Jahre hinzurechnen. Bei einem Menschen von 16 Jahren ist keine Korrektur notwendig. Rechnet man also die Korrekturen für die älteren Männer mit ein (C14-Alter plus 30 Jahre), so kann es durchaus sein, dass sie auch erst in der Mitte der 810er Jahre gestorben sein könnten. Bei dem jungen Mann im Alter von 16 oder 17 Jahren trifft dieses nicht zu. Bei ihm gehen wir davon aus, dass er bis 774 gestorben sein muss.



An der Grabung in der Stiftskirche Anfang der 1070er Jahre waren die Menschen sehr interessiert.

Foto: LWL



In der Stiftskirche liegen Männer aus der Familie Widukinds begraben – so viel steht nun fest.

Foto: Jens Redekker

Die Archäologin Vera Brieske

Dr. Vera Brieske nennt vielfältige Beispiele früher Christianisierung in Westfalen. Sie zeigte, dass die Archäologen eine Vielzahl von Kreuzdarstellungen und anderen christlichen Symbolen belegen können, die seit dem 6. Jahrhundert in der Hellweg-Region und darüber hinaus bis nach Thüringen und ins heutige Sachsen-Anhalt aufgetaucht sind. Es handelt sich meistens um Einzelstücke, die lange falsch datiert wurden. Man nahm an, vor der Christianisierung durch Karl den Großen könnten keine Belege für christliches Leben hier zu finden sein. Nun sind aber so viele dieser frühen Funde klar christlich und durch Vergleiche in die frühere Zeit einzuordnen, dass christliches Leben schon vor der Karolingerzeit im Siedlungsraum der Sachsen anzunehmen ist. Die

Ideen des Christentums sind bestimmt nicht erst mit Karl dem Großen in die rechtsrheinischen Gebiete gelangt.

„Man kann davon ausgehen, dass hier verschiedene Religionen gleichzeitig praktiziert wurden, ohne große Konflikte. Die Möglichkeiten Kirchen zu bauen, christliche Symbole zu tragen und Grabsteine aufzustellen deuten auf mehr Toleranz hin als die schriftlichen Quellen aussagen“, summiert Vera Brieske. Wie die Menschen damals diese unterschiedlichen Lebens-einstellungen gelebt haben, wie sie voneinander beeinflusst worden sind, wissen wir nicht. Vieles spricht für eine Toleranz in Glaubensdingen spätestens seit dem frühen 7. Jahrhundert auch im „heidnischen“ Sachsen.

Die Elite in Enger

In Enger war eine gesellschaftliche Elite ansässig. Hier gab es

einen Hofgraben um eine Siedlung herum, der wohl schon vorkarolingisch datiert werden kann, aber in der Karolingerzeit verfüllt wurde. Bei Ausgrabungen in der Stiftskirche in den 1970er Jahren wurde hier der wertvolle Zierknopf aus dem 7. Jahrhundert gefunden, der zu einem Waffengürt oder ähnlichem gehörte und ein Indiz für eine wohlhabende Eliten-Familie darstellt.

Der Stiftungsschatz unterstreicht zudem die Bedeutung dieser Elitelfamilie am Ort. Diese gesellschaftliche Elite hatte sich um 800 oder bereits etwas früher, aber nicht nach 850 einen Grabbau oder eine Kirche für ihr Begräbnis geleistet. Am wahrscheinlichsten ist, dass das Gebäude zuerst entstand. Die Gräber befanden sich sehr nahe an den Gebäudeaußenseiten und kamen dann wohl später hinein.

Es waren sehr nahe Verwandte

Es wäre aber auch möglich, dass der junge Mann aus Grab 447 zunächst woanders bestattet und im Nachhinein in der Kirche beigesetzt wurde. In diesem Fall könnte man von einer nachträglichen Christianisierung sprechen. Es waren sehr nahe Verwandte, die hier begraben wurden: Vater und Sohn (462 und 447) und höchstwahrscheinlich Halbbrüder (463 und 462).

Fragen bleiben: Handelte es sich tatsächlich um die Widukind-Familie? Pflanzte sie schon Kontakte zu Christen oder war sie vielleicht schon selbst christlich? Wie muss man dann die Taufe im Jahr 785 in Atigny einordnen? War sie nur ein rein politischer Unterwerfungsakt, der gar nicht mehr der tatsächlichen Situation der Familie entsprach?

Wissenschaft in Echtzeit

Am Ende waren die Experten mit ihrer Begegnung zufrieden. Dabei hat es neue Antworten und noch mehr neue Fragen gegeben. Fest steht, dass die Ergebnisse sich wie Bausteine mit Funden anderer Orte zusammenfügen lassen. Sächsische Christen vor Karl dem Großen – das ist ein neuer Blick und eine neue Perspektive. Enger wird sie im Blick behalten.

Der Pilz Seifertia befällt Rhododendron-Knospen

Die aus Nordamerika eingeschleppte Rhododendronzikade bahnt ihr den Weg.

Eckhard Möller



Schwarze pilzinfizierte Rhododendronknospen – gesehen auf dem Erika-Friedhof in Herford am 5. Januar. Foto: Eckhard Möller

Das LWL-Museum für Naturkunde Münster gab den Hinweis: Achtet auf Seifertia. Die Frage ist, was sich hinter diesem Namen verbirgt. Recherchen ergaben ein absolut faszinierendes Ergebnis – mit kaum erwarteten Akteuren.

Es geht hauptsächlich um die dicken fetten Knospen von Rhododendron, die in großer Zahl im Winter und Frühjahr an den Büschen zu finden sind. Einige wenige sind aber schwarz und unansehnlich, irgendetwas stimmt nicht mit ihnen.

In Privatgärten nachzusehen, ist vielleicht nicht so passend, aber der Herforder Erika-Friedhof hat viele, oft alte, Rhododendron-Büsche zu bieten. Nichts wie hin. Und tatsächlich gelang es gleich beim ersten Versuch, dort schwarze infizierte Knospen zu finden. Massen winzig kleiner nadelartiger Stielchen überziehen ihre Oberflächen, manche mit hellen Köpfchen.

Es sind Pilze. Und zwar solche, die eigentlich den Rhododendronzikaden ewig dank-

bar sein müssten, denn diese schließen praktisch die Knospen als „Nahrungsgrundlage“ erst auf.

Erst seit 1978 ist die 8-9 mm kleine bunte Rhododendronzikade in Deutschland nachgewiesen. Sie stammt ursprünglich aus Nordamerika und ist mit Pflanzenlieferungen auch nach Europa verschleppt worden. Die Zikade ist recht bunt, nämlich grün und orange, hat gelbe Beine und sieht cool aus, wenn man sie aus der Nähe betrachtet. Ab Ende Juni kann man sie draußen finden, vorher nur ihre Larven, wenn man danach sucht.

Ihr Nachwuchs ernährt sich ausschließlich von Rhododendronsaft. Die erwachsenen Zikaden stechen ihre Eier daher im Herbst in die dicken Knospen, wo sie sich entwickeln können. Gleichzeitig übertragen sie damit, ohne das zu wollen, Sporen des ebenfalls aus Nordamerika stammenden Pilzes Seifertia. Dieser kann sich dort durch die Einstiche ausbreiten und draußen auch die winzigen Köpfchen bilden.

Vor nicht allzu langer Zeit hat ein Forscher dem Pilz den komplizierten deutschen Namen Rhododendronknospen-Nadelkissen (Seifertia azaleae) verpasst. Auch wenn er längst nicht in jedem Garten vorkommt (es müssen die passenden Büsche vorhanden sein), so gehört er doch mittlerweile zur einheimischen Pilzflora.

Konrad Beckhaus, der große westfälische Botaniker des 19. Jahrhunderts und Geistlicher in Höxter, hat sich auch mit den Pilzen seiner Heimat intensiv beschäftigt. Er hat Seifertia azaleae bestimmt nicht gekannt. Er hatte auch nie die Chance dazu, denn die Rhododendronzikade, der heimliche Förderer dieses Pilzes, wurde erst rund 100 Jahre später bei uns entdeckt.“



Rhododendronzikade hat Günter Jäkel am 13. August 2014 in Exter fotografiert. Foto: Günter Jäkel

Briefe aus dunkler Zeit

Im Januar wurden im Komunalarchiv Herford drei Briefe abgegeben, die von Februar bis April 1939 von Theresia „Resi“ Weinberg aus New York nach Herford geschrieben wurden. Sie wurde am 1. März 1891 in Herford als Tochter der Goldsteins geboren. Grund ihres Aufenthalts in Amerika war ihr jüdischer Glaube, der sie und ihre Familie in den Augen der damaligen deutschen Machthaber zu minderwertigen, todeswürdigen Menschen machte.

Die Briefe waren an nicht-jüdische Herforder gerichtet, die vor deren Migration mit der Familie Weinberg befreundet waren, ihr bei der Ausreise aus

Deutschland halfen und auch später noch Kontakt hielten.

So geben die Briefe ein Beispiel für die Nöte und Freuden einer deutschen Migrantin jüdischen Glaubens im New York der unmittelbaren Vorkriegszeit: „Es gehört eine große Umstellung dazu, sich zu gewöhnen. Aber trotzdem sind wir schrecklich gern hier... Nur an die mir lieben Menschen denke ich von Zeit zu Zeit mit Wehmut zurück.“ Andererseits sind die Briefe ein Beleg, dass es auch in Herford nicht-jüdische Menschen gab, die sich der Barbarei des Nationalsozialismus nicht anschlossen und sich ihm mitunter entgegenstellten. **Robin Butte**



Eine kleine Art mit langem Namen: Der Flussregenpfeifer ist bei den Vogelbeobachtern kurz zu „Fluppi“ geworden. Foto: Angelika Meister

Fluppi hat im Kreis gebrütet

Die Vogelbeobachtenden haben wie viele Nerds und Randgruppen so ihre Abkürzungen. Eine kleine Art mit langem Namen, der Flussregenpfeifer, ist so zu „Fluppi“ geworden.

Diese bodenbrütenden Watvögel (wie Kiebitz und andere Schnepfenvögel) haben einen riskanten Lebensstil: Sie brüten auf Kiesflächen. Natürlicherweise kommen sie an Ufern, an Küsten oder mitten in Flüssen vor. Und ebenso natürlich kommen und gehen diese Lebensräume auf Zeit. Und sie sind in unserer wohlregulierten Welt selten geworden.

Die Fluppis suchen sich Alternativen, wie in einem Gewerbegebiet mitten im Kreis Herford. Die winzigen Jungen (kleiner als ein Daumen) sind Nestflüchter und perfekt getarnt. Bei Gefahr und gegen schlechtes Wetter kriechen sie bei den Eltern unter. Bei dem kindlich-niedlichen Aussehen geht wohl jedem das Herz auf. Die Leute der Firma, auf deren Gelände die Vögel brüten, waren sofort bereit, diesen Platz abzusperren, damit kein Küken zu Schaden kommt.

Klaus Nottmeyer

Ein Pastor schwärmt vom Hücker Moor

Das Brennholz war knapp und die Menschen froren zur Winterzeit. Da entdeckten findige Leute einen anderen Brennstoff: Torf.

Christoph Mörstedt

Johann Moritz Schwager war begeistert. Der Pastor aus Jöllenbeck hatte das Hücker Moor entdeckt. Ihn interessierte dabei aber nicht die Landschaft in ihrer Lieblichkeit, sondern ein Stoff, der gut brannte und mit dem sich im Winter die Häuser heizen ließen. Und Geld verdienen konnte man damit auch noch: Der Torf aus dem Moor hatte es ihm angetan.

In Halle und Jena hatte der Theologe studiert und war in Deutschland und den Niederlanden herumgekommen. Er kümmerte sich nicht nur um das Seelenheil seiner Gemeindeglieder in Jöllenbeck, sondern interessierte sich lebhaft für die tatsächlichen Lebensumstände der Menschen.

Als Mann der Aufklärung wollte er sie verbessern und schrieb deshalb fleißig viele seiner Reisebeobachtungen auf. 1783 erschien seine Schilderung über das Moor bei Spenge in den „Wöchentlichen Mindenschen Anzeigen“, weshalb wir so ungefähr wissen, wie es am Hücker Moor vor 240 Jahren ausgesehen hat.

Ein Unternehmer namens Harting war zur Tat geschritten. Er hatte zwei Lipper engagiert, die schon öfter im

Sommerhalbjahr in Holland Torf gestochen hatten und wussten, wie man so etwas macht. Mit der Hilfe von sieben weiteren Arbeitern hatten sie zwei Meter tiefe Gräben im Moor angelegt, um das Wasser in Richtung Else abzuleiten. Danach ließ sich der Torf stechen und trocknen. Schon im zweiten Jahr holten sie 700 Wagenladungen Torf aus dem Moor und verkauften ihn zum Teil ins Osnabrückische – was allein der Zollkasse an der Landesgrenze zwischen 6 und 7 Taler Einnahme brachte. Wen es

interessiert: Ein Taler entsprach 24 Gutegroschen à 12 Pfennig.

Die Lipper prüften die Mächtigkeit der Torfschichten: Bis in 7,50 Meter Tiefe fanden sie Torf „von vortrefflicher Güte“, wie der begeisterte Pastor in seinem Bericht festhielt. Und er malte sich aus, wie viel Torf noch abzubauen wäre, wenn die Leute nur endlich richtig zufassen würden.

Das hatten sie lange überhaupt nicht getan. Das Moor gehörte ursprünglich zur „Gemeinheit“, dem gemeinschaft-

lich genutzten Teil der Landschaft, in dem das Vieh der großen wie der kleinen Bauern frei herumließ. Mit dem Moor konnte niemand etwas anfangen, es gehörte allen, also irgendwie niemandem. Pastor Schwager sprach sogar von dem „verhassten Sumpfe“, in dem das Vieh versank, wenn es sich zu weit hinein gewagt hatte – „ohne Rettung verlohren“.

Nun aber waren die Gemeinheiten im Zuge einer großen Agrarreform geteilt worden. Auch das Moor hatte der

Vermesser Siekedyker aus Versmold vermessen und schon auf den Rohstoff Torf hingewiesen. Das Moor war jetzt Privateigentum und gehörte bestimmten Bauern. Bis der Herr Harting die Initiative wirklich ergriff und einem Bauern das Recht zum Torfstich abkaufte, vergingen noch zehn Jahre. Aber dann: „Nährendes, gutes Gras und vortrefflicher wilder Klee“ würden einst hier wachsen können, wenn erst dieses bisher so nutzlose Moor aus der Landschaft verschwunden sein würde. Schwager sparte nicht mit Lob für den „Wohlthäter seines Vaterlandes, den unsere Nachkommen für seinen Muth noch segnen müssen“.

Schon lange ist der Torf abgebaut und verbrannt, die Delle in der Landschaft mit Regenwasser vollgelaufen und das beliebteste Ausflugsziel weit und breit geworden. Torf abzubauen, verbietet sich heute, weil wir wissen, wie viel CO₂ darin gespeichert ist.

In der Atmosphäre können wir das Gas nicht gebrauchen, weil uns sonst das Klima um die Ohren fliegt. Das konnte Johann Moritz Schwager nicht wissen. Denn als das Hücker Moor noch ein richtiges Moor war, sah die Welt noch ganz anders aus.



Das Hücker Moor ist heute ein beliebtes Ausflugsziel. Foto: Frank-Michael Kiel-Steinkamp

Mit Torf kann man Häuser bauen

HF-Reihe Das Dings: Der Torfspaten

Christoph Mörstedt

Ins Moor sind wir gegangen, wenn der Kuckuck im Frühjahr wieder gerufen hat. Dann wurde auch der Schinken angeschnitten – und wir mussten raus zum Torfstechen.“ Hermann Böhne vom Heimat- und Gartenbauverein Hille hat selbst noch bis Mitte der 1950er Jahre Torf gestochen im Hiller Moor. Mit Proviant, Schubkarre und allerlei Gerät ausgerüstet zog er mit Eltern und Geschwistern los. Immer mit dabei: Der Torfspaten. Torfstechen in Handarbeit

war ein mühsames Geschäft. Der Torf musste Stück für Stück und Schicht um Schicht abgestochen werden. Dabei half der spezielle Spaten. Sein gekröpftes Blatt war aus einem Stück geschmiedet, etwa 35 Zentimeter lang, 12 Zentimeter breit, vorn spitz und sowohl vorne als auch an den Seiten scharf geschliffen. Der Holzstiel war 75 Zentimeter lang und hatte am oberen Ende ein Querholz („T-Stiel“).

Der Torfstecher schnitt damit an der Abbaukante senkrecht in die Torfmasse ein, zusätzlich an einer Seite, um dann ein Torfstück waagrecht ab-



Hermann Böhne zeigt einen Torfspaten, wie er im Hiller Moor üblich war. Foto: Mörstedt

zutrennen und nach oben herauszuheben. Das einfach nur „Torf“ genannte nasse und schwere Stück wurde oben vor der Abbaukante durch Drehen des Spatens abgelegt.

Mit der Schubkarre brachte ein Mitglied des Moorteams die Stücke zum Trocknen an eine andere Stelle und schichtete je sechs Stücke auf Lücke zu einem „Pottsteol“ genannten Stapel auf. Waren sie genügend angetrocknet, stapelte man 24 Stück zu einem Ring auf. 50 solcher Ringe galten als ein Haufen und drei Haufen passten auf einen Ackerwagen.

Familie Böhne arbeitete „für die Hälfte“. Das bedeutet, ihr Torfplatz gehörte einem Bauern und der bekam die Hälfte der Torfernte als Pacht. Für wen das wohl ein gutes Geschäft war?

Zuhause diente der Torf hauptsächlich zum Befeuern des Ofens. Mit Lehm verbunden, waren die Torfstücke aber auch für das Ausfachen im Fachwerkbau geeignet. Je tiefer sich die Torfstecher vorarbeiteten, desto fester und dunkler in der Farbe wurde der Torf. So entstanden tiefe Kuhlen im Moor, Spatenstich für Spatenstich.